

PYRGI  
Verlag Selene  
Wien, 2001

## Eine griechische Blütenlese

### Was Vorarlberger Schriftsteller auf einer Insel so schreiben

Pyrgi ist ein Dorf auf der griechischen Insel Chios. Dort befindet sich, was in einschlägigen Kreisen längst bekannt sein dürfte, ein von der Vorarlberger Landesregierung gemietetes Atelier, wo Kunstschaffende dieses Landes im Rahmen eines zwei Monate dauernden Stipendienaufenthaltes leben und arbeiten können. Die literarischen Arbeiten, die dort entstanden sind, präsentiert nun eine von Erika Kronabitter herausgegebene Anthologie mit dem Titel - "Pyrgi". Den Textbeiträgen vorangestellt, und das ist erfreulich, ist jeweils ein Gespräch mit den Autorinnen und Autoren. Diese Gespräche bzw. Aufzeichnungen dokumentieren nämlich nicht nur, wie unterschiedlich jener Inselaufenthalt erfahren wurde, sie geben dem Ganzen auch eine stärkere Einheit, bieten sehr persönliche Einblicke in das Leben auf Chios und, das vor allem, sie sind gelegentlich sehr amüsant zu lesen. Das Fragenkonstrukt, das den Interviews zugrundegelegt ist, hätte ich allerdings gern schon am Beginn, im ersten Beitrag, gefunden, nicht irgendwo in der Mitte. Die "Pyrgi-Erfahrungen", die nahezu alle Gespräche thematisieren, begegnen dann zum Teil auch in den Texten. Die das Buch durchziehenden Grundthemen sind: die karge, öde Landschaft der Insel, die Abgeschlossenheit, die Armut, die Präsenz des Militärs, "die Lieblosigkeit, mit der die Leute Tiere behandeln", die Schwierigkeit, mit der Einsamkeit und dem Gefühl der Fremdseins zurechtzukommen, das rückständige Leben, insbesondere auch im Hinblick auf das Verhältnis von Männern und Frauen zueinander. Während die einen die Ruhe schätzten und das Gefühl hatten, endlich dem "richtigen" Griechenland zu begegnen, einem, das von der Moderne noch nicht wachgeküsst wurde, war den anderen die Insel dann doch zu wenig welthaltig. Irmgard Hierdeis fühlte sich gar ins Mittelalter zurückversetzt. Während die einen das Außenseitersein so stark nicht empfanden, meint etwa Wolfgang Hermann: "Ich bin mir vorgekommen wie ein exotisches Tier, was ich auch tatsächlich war. Man dringt ein in eine dörfliche Struktur, als exotisches Wesen, als Kuckuck im Amselnest, und hat eigentlich das Gefühl, hier wirklich nichts verloren zu haben."

### Das Ich und das Fremde

Einige aber empfanden Pyrgi doch als eine interessante, bereichernde Erfahrung, insbesondere auch im Hinblick auf die Entdeckung des eigenen Ich. Dieses spielt auch im ersten Beitrag der Anthologie, in dem von Wolfgang Mörth, eine zentrale Rolle. Sehr behutsam kreist seine Prosa um das Ich als leere Mitte, das, sich drehend, sich seinen Standpunkt sucht. Dieses Ich aber präsentiert sich trotz aller persönlicher Ingredienzien sogleich als poetisches. Schreibend gewinnt der Ich-Erzähler Distanz zu sich selber. Die beiden kurzen Prosastücke "Elfter Elfter" und "Nichts ist einsamer" reflektieren die Inselerfahrungen eines Wanderers, der mit Horizontverschiebungen und Einsamkeit zurechtzukommen sich bemüht und dabei in der Auseinandersetzung mit dem Fremden, Unvertrauten sich selber nicht unbedingt neu, aber doch auf eine neue Weise entdeckt. Auch bei Irmgard Hierdeis - neben den Vorarlbergern sind auch zwei Tiroler Schriftstellerinnen vertreten, eben Hierdeis und Monica Wittib, inzwischen hat die

Tiroler Landesregierung ihr Engagement für das Atelier in Pyrgi eingestellt - auch bei Irmgard Hierdeis also ist die Auseinandersetzung mit dem Ich und dem unvertrauten Ort zentral. Er wird ihr zum Ausgangspunkt für eine Geschichte, die andere Geschichten herbeizieht, in der Gegenwart und Vergangenheit, Reales und Surreales sich mischen. Hierdeis' Erzählung hat dort ihre stärksten Momente, wo das Unheimliche an die Tür klopft, und dort, wo sie innehält, reflektiert, schaut, wartet: "Hier zu sein, das war vergessen zu sein. In dieser Einsamkeit würde es gleichgültig sein, ob ein Gesicht fröhlich aussah oder trübsinnig." Oder: "Die Stille war vollkommen. Und wie im Film, den sie im dunklen Zuschauerraum für sich allein erlebte, kamen die Träume und mischten ihre Bilder aus Gegenwart und Vergangenheit." Was ihrer Geschichte allerdings fehlt, ist ein Zentrum, von dem aus sie angelegt ist, oder ein Ziel, auf das sie hinstrebt. So droht die Erzählung gleichsam sich selbst zu verlieren, wie die Erzählerin sich in ihren Erinnerungsbildern.

Dramatik, Lyrik und ein Motett

Wolfgang Hermann steuert neben zwei kurzen Prosastücken, von denen das eine, "Der Anblick eines Fröstelnden", eine geniale Momentaufnahme darstellt, ein Theaterstück bei, "Brunos Traum" betitelt: eine der wenigen Arbeiten der Anthologie, die nicht auf den Ort reagiert, keine "Pyrgi-Erfahrungen" reflektiert. "Brunos Traum" ist eine Variation des im letzten Jahr als Siegerstück eines Dramenwettbewerbs vom Theater für Vorarlberg uraufgeführten Stückes "Bruno". Wie dieses handelt auch das Traum-Stück von einem, der sich von der Welt verabschiedet hat, in einem Kellerraum haust, betreut von Mutter, Vater und dem Fernsehen. Brunos Geschichte ist die Geschichte einer "großen Seele", die mit der Härte und Ungerechtigkeit der Welt nicht zu Rande kommt, statt des Protestes aber den Rückzug gewählt hat. Diese wird aus verschiedenen Perspektiven, von verschiedenen Personen erzählt, einerseits in reflexiven monologischen Rückblenden, andererseits in aktualisierenden Dialogen. Durch die Aufspaltung der Hauptfigur in drei durchaus unterschiedliche Personen, deren wesentliche Zusammengehörigkeit sich erst dem zweiten Blick erschließt, gewinnt das Stück an inhaltlicher Tiefe und dramatischer Substanz. Einer der berührendsten Monologe ist der des Pfarrers: "Zu groß war die Seele vom Bruno, glaub' ich ... mit so einer Seele wie der vom Bruno, die fast so ist wie die vom Franz von Assisi, da kann der Bruno nur runter in den Keller und dort bleiben und sich verstecken. Was hätt' der Bursch auch machen sollen bei solchen Eltern und mit so einer großen Seele ..." Diese Seele befreit am Ende ein Engel. Dass Brunos Freiheit nicht im Leben zu verwirklichen ist, macht die Anklage des Stückes aus. Den witzigsten Beitrag der Sammlung hat Ulrich Gabriel geschrieben. Sein "Chiosmotett" "Pirgibin" ist ein in einer Kunstsprache verfasster Erlebnisbericht, der Banalität in Originalität zu transzendieren vermag. Die Frage, ob das Stück auf die Länge trägt, ist zwar eher zu verneinen. Dazu hat es doch zu wenig Substanz, bleibt zu sehr am Nichtverdichteten kleben. Einzelnes aus dem "Motett", dessen Sprache aus vielen Sprachen zusammengesetzt ist - Gabriel führt sie am Ende alle an -, aber ist zweifellos in der Lage, die Stimmung des Lesenden zu heben - sofern dieser bereit ist, ein nicht so ganz konventionelles poetisches Haus zu betreten. Eine Kostprobe: "Ist Mittwoch worden / Gestern wieder drei stund klarnett gspielt / Dann schlendergang / Dorf umschlendert / 2 alt mühlen stehen am kleinen Hügel / Steinig weg / Dornig gstrüpp / Hab Stein ghaut vor mich hin wegen schlangen / Daß schlang weiß daß ich komm und weggehen soll / Statt mich beißen / Mich immer wieder umdreht / Und dorf gsehn / Jetz da, jetzt da / Pirgibin / Immer mehr von pirgi je höher ich / Und über kalkhüser lauter antennen / Fernsehgestrüpp auf dächern / Schaut

hetzig aus", usw. Die komponierten Aufzeichnungen bringen einem, was man schon aus den Gesprächen über Pyrgi kennt, auf eine neue, unmittelbarere Weise näher, ergänzt durch Gabriels Auseinandersetzung mit der Musik, insbesondere den Gregorianischen Gesängen.

Dem Ich und der Landschaft der Insel, den die Anthologie durchziehenden Grundthemen also, gilt auch die poetische Spurensuche von Christine Hartmann. Ihr Beitrag umfasst neben Kurzprosa vor allem Gedichte. Es sind benennende, nicht wirklich Wirklichkeit erobernde Gedichte, die dort gelingen, wo das Benennen sich selbst genügt, die Erfahrung transparent und zugleich transzendierte wird, dort aber misslingen, wo Hartmann einerseits in abgegriffene, bisweilen banale Bildlichkeit verfällt ("die blaue unendlichkeit / liegt zum greifen nah"), andererseits etwas zeigen möchte, anstatt darauf zu vertrauen, dass die Dinge sich selbst zeigen. Lyrische Momentaufnahmen wie diese aber überzeugen: "heute / steine und steine / und dunkle / drängende wolken / und ein bild von mir / dem ich / in aller stille / fremd / geworden bin."

### Von Fliegen und anderen Tieren

In Kurt Bracharz' Tagebuch mit dem schönen Titel "Insel der Winde" begegnet einem vieles, was man zwar schon kennt, wenn man die anderen Beiträge bzw. Gespräche gelesen hat, die Dinge rücken einem hier aber näher, und die Welt erscheint auch differenzierter, reicher an Details. So genau wie Bracharz scheint keiner, keine die Insel beobachtet zu haben. An manchen Stellen allerdings irritiert der schnoddrige Ton, dafür entschädigen einzelne besonders berührende Szenen, insonderheit die, die das qualvolle Sterben von neugeborenen Hunden schildert, die jemand in einem Sack einfach weggeworfen hat.

"Bilder in unterbrochener Reihenfolge" nennt Erika Kronabitter - die als Herausgeberin auch für den Fragenkatalog und das Vorwort sowie wesentlich für die Entstehung der Anthologie überhaupt verantwortlich zeichnet - ihren Beitrag. Es handelt sich hierbei um experimentelle Prosa, die unter Umgehung des Subjekts die Dinge in einer neuen Form von Unmittelbarkeit, einer am Kameraauge geschulten, zum Sprechen und zur Sprache bringen will. Manchmal gelingen ihr dabei sehr bemerkenswerte Momentaufnahmen wie etwa in der kleinen Studie "Die züchtung des machos", in der vor allem Kronabitters Blick für das treffende Detail überzeugt. Zu den interessantesten Beiträgen der Sammlung rechnet der von Wolfgang Bleier. Seine durch eine starke Bildsprache sich auszeichnende Kurzprosa zeigt die Dinge, indem sie sie verfremdet, genauer: "Der erste Blick aus dem Fenster stellt fest: Die Landschaft ist verdorrt. Die Erde ist Kruste, die Erdkruste ist gebacken: Dürres Schwarzbrot buk sich die Sonne". Bleier knüpft sowohl an die Tradition des Expressionismus wie auch an die des Surrealismus an, findet dabei aber einen durchaus eigenen Ton. Sein Sprachgestus ist verhaltener als der der Meister aus einer Zeit, da das Wort Avantgarde noch Sinn machte, er hat auch andere Erfahrungen zu reflektieren. Die Auflösungsorgien und die Eruptionen haben wir längst hinter uns. Und dass aus einer neuen Kunst ein neues Leben hervorgehen könne, glaubt sowieso keiner mehr.

Auch nicht Stephan Alfare, bei dem die Verbindung von Kunst und Leben zentral ist, allerdings auf eine wenig erhebende Weise. Seine berührenden Tagebuchaufzeichnungen konfrontieren uns mit einer Randexistenz. Nichts ist daran aufgesetzt provokativ, es ist so, wie es ist, aber es sollte anders sein: "Um neun steigt die Sonne von links nach oben. Die blasse Mondsichel hängt immer noch am blauen Himmel. Und Fliegen gibt es hier. Sie sind meine Freundinnen geworden."

Auch sie trinken das Bier aus der Dose." Alfares beteiligter Blick holt die Dinge ganz nah am Leben ab. Das macht sein Tagebuch zu einer Entdeckung.

Es bietet sich an, die Pyrgi-Anthologie - sie wird ergänzt noch durch Beiträge von Monica Wittib und Tom Feldkircher, ein kurzes Vorwort von Landesrat Hans-Peter Bischof sowie ein Editorial von Erika Kronabitter - ob der zahlreichen Reaktionen auf den Ort als ein literarisches Reisebuch zu lesen, das unter anderem auch deutlich zu machen vermag, dass Wirklichkeit zu entdecken etwas anderes heißt, als Beschreibungen oder Stimmungsgemälde abzuliefern. Als solches bringt es zwar den Ort zum Sprechen, das sprachliche Niveau des Bandes aber stellt sicherlich keine schwellenlose Hochebene dar. Als Dokumentation einer Reise nicht nur in das Innere von Chios, sondern auch in das von Schriftstellern, Schriftstellerinnen, die zwei Monate mit den Unwägbarkeiten einer Insel zurande kommen mussten, aber ist dieser Sammelband allemal interessant zu lesen.

Roger Vorderregger - Vorarlberger Nachrichten - 14.7.2001